

ÜBER EINE UNIVERSITÄT, DIE AN DER ZEIT IST

HANS-THIES LEHMANN

Zu Beginn muss ich Sie alle um Nachsicht dafür bitten, dass ich zum Thema der Ringvorlesung wahrscheinlich wenig Neues oder besonders Tiefgründiges zu bieten habe. Der Unmut über den frenetischen Eifer, mit dem in größter Eile eine radikale Veränderung der Universität auf den Weg gebracht wurde, nachdem notwendige Entwicklungen lange verschlafen wurden, ist ebenso oft artikuliert worden wie auf der anderen Seite die Notwendigkeit tief greifender Umstrukturierungen. Die manchmal kritiklos wirkende Orientierung der Reformen, oder was jedenfalls so heißt, an angelsächsischen Universitätsstrukturen, die dort in einem sehr anderen gesellschaftlichen Umfeld funktionieren, wurde schon oft moniert ebenso wie der unerzwungene Abschied von bewährten Elementen der eigenen akademischen Tradition.

Die Einladung, bei der Ringvorlesung mitzutun, habe ich als eine Gelegenheit angesehen, meine unmaßgeblichen Gedanken zum Thema ein wenig zu ordnen und zugleich meinen bescheidenen Beitrag zu der demonstrativen Geste zu leisten, die diese Ringvorlesung darstellt. Denn die letztere zeigt mit großem Recht an, dass die kritische Auseinandersetzung mit den gegenwärtigen Tendenzen, die als Reformen der Hochschule figurieren, vor allem auch eine Sache der von diesen Reformen betroffenen Geisteswissenschaften selbst sein muss und nicht dem an bildungsfremden Kriterien wie Effizienz und Akzeptanz orientierten Verwaltungsdenken überlassen bleiben darf.

Dass ein durch die neuartige Dominanz geistfremder Kriterien wie Rentabilität verändertes kulturelles und akademisches Milieu notwendigerweise die Position der Geisteswissenschaften in besonderem Maße betrifft, stand schon oft im Mittelpunkt des Interesses ebenso wie die Sorge über ein technizistisch verengtes Konzept von Wissen, Bildung und Ausbildung im universitären Rahmen, das, allen Lippenbekenntnissen zum Trotz, die Reformen anzuleiten scheint. Von manchen Theoretikern wurde zudem im Sinne eines auf andere Weise ebenfalls technizistisch verengten Diskurses die »Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften« euphorisch begrüßt. An die Stelle des altmodisch scheinenden Gedankens der Reflexion trete ein neues Paradigma der unmittelbaren Einschreibung, das die Kriterien älterer Theorie wie Selbst-

verlust, Zweifel, Erfahrung als Suspens von Verstehen, kurzum: was man Geist zu nennen gewohnt war, hinfällig werden lasse. Dieser radikal avantgardistischen Position entspricht wie ein verzerrtes Spiegelbild die Praxis - nicht natürlich die laut hinausposaunte Parole - der gegenwärtigen Reformen.

Ich möchte zwei Überlegungen in diesen Zusammenhang bringen, die mir wesentlich scheinen für ein zuständiges Nachdenken über die Möglichkeit der universitären Arbeit, die durch wie immer auch geartete Reformen nicht etwa bedroht und beschnitten, sondern erhalten und erweitert werden müssen. Da ist zunächst und vor allem das, was ich für die Grundbedingung jeder geisteswissenschaftlichen Hermeneutik halte: dass nämlich die Rechte und die Dimension des Nicht-Verstehens, die Blockade und das Zögern, das Aussetzen und das Unterbrechen der verstehenden Aneignung des Gegenstands respektiert werden, ihren Platz und die Ruhe haben, praktiziert und nicht nur behauptet zu werden. Zu dieser Ruhe gehört eine Dimension der Zeit, auch der vergeudeten Zeit, die Teil solcher Erfahrung ist und nicht verrechenbar mit der Ökonomie und Logik einer möglichst unumwegigen Aneignung. Die Gegenstände, deren Existenz die Existenz der Geisteswissenschaften allererst begründet, sind – so will ich zuspitzen – gar nicht in erster Linie dazu da oder dazu gemacht, interpretiert und verstanden und in diesem Sinne angeeignet, sondern dazu, erfahren zu werden und insofern immer auch unassimilierbar, stets neue Bemühung herausfordernd zu bleiben. Die eigentliche Dimension solcher Erfahrung ist gerade nicht die Bestätigung, sondern letztlich das Aussetzen ihrer begrifflichen Aneignung. Solcherart reflektierte Erfahrung bedarf ganz gewiss des Bewusstseins für Methode, Stringenz, Beleg und Argument, sowie des Erlernens der Techniken und vergewissernden Frageweisen, die es ermöglichen, Thesen und Hypothesen zu kontrollieren und jedenfalls diskutierbar zu machen. Sie bedarf in diesem Sinne der Wissenschaftlichkeit und gehört darum in die Universität. Doch in all dem besteht eben nicht der Sinn derartiger Schulung, sondern gerade umgekehrt in der erwähnten Ab-Setzung von fixierendem Wissen und dem Aussetzen der Verfügung über die Gegenstände. Alles Lernen führt daher, wo es gelingt, immer wieder in einen Leer-Raum, in eine Zeitlücke, in der, scheinbar, nichts geschieht. Nur so aber vermag Wissen sich stets wieder in Erkenntnis zurückzuverwandeln, wie es einst Peter Szondi von literaturwissenschaftlicher Deutung verlangte.

Geisteswissenschaft darf, trifft diese Diagnose zu, über aller berechtigten und notwendigen Sorge um Methode, Verifizierbarkeit, das wissenschaftlich überzeugende Argument, niemals das Bewusstsein für die prinzipiell unassimilierbare Dimension ihrer Gegenstände verlieren und

darf mithin nicht den Spielraum und die Spielzeit verlieren, sie immer wieder anders zu erkunden. Stattdessen ist jedoch allorten zu beobachten, dass in den Fächern (soweit diese überhaupt noch sich erhalten), die sich mit Kunst und kulturellen Phänomenen befassen, als die goldene Frucht der Wissenschaft mehr und mehr gerade diese mit kindischer Befriedigung erreichte Subsumption der Phänomene unter gerade *en vogue* befindliche, oft zu bloßen Stichworten herabgekommene Kategorien angesehen wird. Das geht schnell – und erbringt im Grund herzlich wenig.

Der Schock der Erfahrung, den die Begegnung mit der sixtinischen Madonna oder mit Shakespeares »King Lear« auszulösen vermag, muss der Fixstern der geisteswissenschaftlichen Praxis bleiben, nicht die noch so effiziente Rasterung und Kategorisierungsstrategie. Das sind nun Beispiele aus der Kunst, und viele werden an dieser Stelle einwenden, das hier Behauptete möge *a limine* für ästhetische Gegenstände zutreffen, also für diejenigen Disziplinen, die etwa Literatur, Theater, Film, Musik traktieren, könne jedoch über diesen Bereich hinaus keine Geltung beanspruchen. Ich meine jedoch, ohne dies hier ausführlich begründen zu können, dass man in der Tat das Ästhetische als exemplarisch für alle Gegenstände geisteswissenschaftlichen Erkennens auffassen kann. Die These gilt in hohem Maße ebenso für Psychologie oder Geschichte etwa, die ihren Gegenstand ebenso verleugnen, wenn sie im Säurebad der Analyse und des Verstehens den »Rätselcharakter« (vom konstitutiven Rätselcharakter der Kunst hat Adorno gehandelt) der Phänomene und Ereignisse vollends zum Verschwinden bringen wollen.

Ein weiteres Argument ist hier in seinem ganzen Gewicht zu würdigen. Nicht nur die Welt, die Ökonomie, die Gesellschaft, sondern auch das Denken, die Möglichkeit, einen gewissen Habitus und Stil des Erkennens zu praktizieren, sind heute von der Globalisierung betroffen, und das bedeutet vor allem anderen: von der gegenseitigen Kenntnisnahme und der gegenseitigen Relativierung der in jeder einzelnen Kultur scheinbar vollkommen gesicherten Grundannahmen. Angesichts der zunehmend multikulturellen Verfassung unserer Welt, in der potentiell kein Phänomen sich mehr allein unter der Perspektive eines bestimmten kulturellen Dispositivs zu lesen gibt, sondern unter mehreren, gilt die Aufgabenstellung, Einsicht mit Suspens von Verstehen zu vereinen, auf allen Ebenen. Sie wird immer mehr zu einer gesellschaftspolitischen und sozialpsychologischen, nicht nur erkenntnistheoretischen Notwendigkeit. Die scheinbar hypermoderne Technokratisierung der Geisteswissenschaften, das vordergründige Rastern und Begriffsaufkleben, die Geste der begrifflichen Verfügung über alles und jedes mit einem bei näherem Zusehen eher bescheidenen Vorrat an Information, begrifflicher Arbeit und Erfah-

runingsschulung, muss in diesem Sinne ihrem hochmodernen Anschein zum Trotz als rückständig gelten. Sie mag den Bedürfnissen von Wissenschaftsverwaltung Genüge tun, nicht aber der Vorbereitung von Menschen auf die zunehmend komplexere und widersprüchliche Landschaft, in der sich Verstehen von Kultur und Kunst bewegen wird. Ist der Horizont der Geisteswissenschaften durch den Prozess einer Globalisierung oder »mondialisation« entschieden verändert, so existiert das Bewusstsein, ob es will oder nicht, in einer multikulturellen Wirklichkeit. In ihr ist eine Kultur der Bereitschaft und Fähigkeit vonnöten, sich fremden Wirklichkeiten zu nähern, ohne sie am Maßstab des Eigenen unbedingt gleich »verstehen« zu müssen. Bereitschaft zu einer Zeit, die das Sich-einlassen fordert.

Es stellt sich offensichtlich die Frage, wie ein solches Verständnis geisteswissenschaftlicher Arbeit sich mit den Notwendigkeiten der Ausbildung und der Zwecksetzung der Universität, ihrem unvermeidlichen Institutionsformat, den Notwendigkeiten der Wissensvermittlung, der Lehre usw. vereinbaren lässt. Ich will dieser Frage nicht ausweichen. Aber heute geht es ja viel grundsätzlicher schon darum, das Bewusstsein für derlei Zusammenhänge überhaupt zu erhalten, während de facto die Literatur-, Kunst- und Theaterwissenschaften eher dazu neigen, sich kleinmütig zu ducken und ihre Spezifik gleichsam nur noch unter entschuldigender Gestikulation vorzutragen wagen – sofern sie nicht gleich selbst in einer Art von Identifikation mit dem Angreifer hyperfortschrittlich sich gegenseitig in der Verleugnung und Abschaffung der genuin kulturellen Geste des Zögerns, des Zweifels, der Ambiguität zu überbieten streben in der Hoffnung, sich so das Ansehen einer Modernität zu verleihen, von dem man hofft, es möge sie schützen. Aber das ist eine Fehlkalkulation. Denn was da gerettet und gehoben wird, ist nur das Ansehen des abstrakten Technokratismus, der umso leichter behaupten kann, die Geisteswissenschaften keineswegs zu bedrohen, wenn diese sich ihm freiwillig im voraus bereits assimiliert haben.

Als vor einigen Semestern die Frankfurter Studenten ihre Proteste gegen unzureichende Studienbedingungen und Studiengebühren organisierten, gefiel mir ein im Campus tagelang ausgesetzter Spruch ausnehmend gut, ich halte ihn für eine wunderbare Eingebung und gratuliere dem oder der Unbekannten zu ihrem Einfall. Auf einem großen weißen Tuch war da die Parole zu lesen »Effizienz macht hässlich«. Das markiert eine brillante Variante der gewohnten Forderung »Wir wollen Bildung«, denn diese Formel stellt die in der universitätspolitischen Diskussion dauernd zerrissene Beziehung zwischen Lebenswerten wie Kunst, Schönheit und Intensität von Genuss und Erfahrung und der Ak-

quisition von Wissen wieder her. Effizienz ist kein Kriterium von Bildung, sondern ihr Tod. Und wie wir seit der antiken Tragödie darüber belehrt sind, dass Wissen ohne Weisheit keinen Wert darstellt, sondern eine Bedrohung ist für die, die es tragen, so bleibt im Bereich der Kultur und Kunst die Arbeit und Anstrengung der Wissenschaft ohne das Moment des Spiels hohl, auswendig und mechanisch. Hässlich eben. So hässlich wie der Stumpfsinn der blendend informierten Sprache der Strukturreformen, in denen hinter dem Gerassel des administrativen Jargons jeder bessere Gedanke weggesperrt bleibt. Aber es gilt dabei zu beherrigen, was Brecht schrieb: »Auch der Haß gegen die Niedrigkeit verzerrt die Züge, auch der Zorn über das Unrecht macht die Stimme heiser.« Auch beim Kampf gegen eine unsinnige Verbürokratisierung der Universität darf man die Geste des Spiels nicht aufgeben – um den Preis, zum Spiegelbild dessen zu mutieren, was verhindert oder wenigstens verlangsamt werden soll. Wir dürfen also nicht selbst die Ironie, das Spiel, eine kleine Uneffektivität und Abseitigkeit preisgeben, wollen wir nicht zum Double des Kritisierten werden.

Im momentanen Prozess der Umgestaltung der Universitäten ist, wie gesagt, ein in vieler Hinsicht desaströser Bürokratismus dabei, ohne Not entscheidende Vorteile des deutschen Universitätssystems preiszugeben, ohne auch nur, soweit man das absehen kann, die praktischen Vorzüge des neuen Systems nach Master und Bachelor dafür einzuhandeln. Einige lebenspraktische Vorzüge des neu und strenger organisierten Studiums liegen ja auf der Hand. Ein englischer oder amerikanischer Student hat zum Beispiel von Beginn des Studiums an einen klaren Zeitrahmen vor sich und weiß sogar den Zeitpunkt, an dem er sein Studium beendet haben wird. Für viele ist das ein großer praktischer Pluspunkt. Sie können finanziell genauer planen, systematischer den Übergang ins Berufsleben vorbereiten. Viele angelsächsische Universitäten suchen die Studierenden selbst aus, ein Faktor für ein stärkeres akademisches Zusammengehörigkeitsgefühl und Verantwortlichkeit. Wie überhaupt ein Bewusstsein der Zugehörigkeit zu einer als Charakter erscheinenden Universität sich gar nicht erst entfalten kann, wenn in Wahrheit mehr oder weniger anonyme Staatsbehörden und Wirtschaftsinteressen die universitäre Autonomie aufweichen. Dagegen verschlagen auch krampfhaft Bemühungen zur Schaffung eines ganz formal bleibenden Rahmens für die Zusammenhangsbildung (zum Beispiel das plötzliche und in Wahrheit allzu durchsichtig wieder auf neue Subventionsquellen spekulierende Interesse für die Alumni) wenig. Die Kopie des BAMA-Systems insgesamt, ohne auch den entscheidenden Faktor einer vorzüglichen Betreuungsrelation kopieren zu können, bleibt ein Unsinn. Es wäre gerade eine individuelle

re Betreuung während des Studiums, die dem Universitätsleben insgesamt mehr Leben einhauchen könnte.

Man kann sich bei allen theoretischen Debatten über die Vor- und Nachteile solcher Modularisierungen nicht darüber hinwegtäuschen, dass konkret und pragmatisch dies gar nicht das Hauptmotiv der Reformen in Deutschland darstellt. Vielmehr geht es um ein Sparprogramm großen Stils und darum, mittels des neu eingeführten Bachelor die Zahl der Studierenden im fortgeschrittenen Bereich drastisch zu senken. Ich mache aber in diesem Zusammenhang einer Umwälzung, deren Radikalität und Geschwindigkeit, wie ich glaube, den meisten Betroffenen noch immer gar nicht klargeworden ist, auch einige durchaus positive Beobachtungen die nicht verschwiegen werden sollen. Noch nie habe ich im universitären Umfeld so viele gemeinsame fachliche Überlegungen und inhaltliche Abstimmungen über Instituts- und Fächergrenzen hinweg, Erörterungen von didaktischen und theoretischen Aspekten des Studiums erlebt wie in diesen letzten Jahren. Der gemeinsam erfahrene Druck von oben hat, wie es scheint, viele Kollegen erst motiviert, die viel beschworene fachliche Kooperation in Instituten und Fachbereichen wirklich ernst zu nehmen und zu beginnen. In der Not rückt man zusammen, und so erfolgt eine gewisse, leider von außen erzwungene Korrektur der Dummheit der Universitäten, die auf seit langem erkennbare Probleme, die der gesellschaftliche Wandel mit sich gebracht hat, nicht frühzeitig und aus eigener Kompetenz reagiert haben. Sie tun es jetzt, zu spät und unter staatlichem und ökonomischem Druck. Sie tragen selbst einen großen Teil der Schuld an dem, was vor sich geht. Man hätte seit langem und weniger hektisch sich zu einem Durchdenken dessen verstehen können und müssen, was Sinn der Universität ist, hätte notwendige Umstrukturierungen von innen langfristig planen, die materiellen Implikationen der Massenuniversität durchdenken und kluge Antworten entwickeln können. Nun sind wir in der Situation, als unfreiwillig getreue Spiegelbilder einer übereifrigen Reformbürokratie zu agieren, und können nur mühsam versuchen, den mehr oder weniger verordneten Strukturen etwas Gutes abzugewinnen bzw. das Schlimmere zu verhüten. Es ist kein Wunder, dass eine Reihe der wissenschaftlich Produktiven unter diesen Umständen resignieren und sich von der Universitätspolitik ganz zurückziehen.

Es kommt aber zugleich auch ein Stück mehr Ehrlichkeit in die Debatte, deren Fehlen die bildungspolitische Diskussion in Deutschland weithin gekennzeichnet hat. Man legt sich realistischer Rechenschaft ab darüber, was mit vorhandenen Ressourcen zu leisten ist und was nicht, während bislang vielfach ein Diskurs die Szene bestimmte, der fortwährend Bildung für alle und Demokratisierung des Studiums im Munde

führte, aber zugleich keine gesellschaftlich wirklich durchgreifende politische Entscheidung für ein erhebliches Mehr an Bildungsausgaben realisierte oder auch nur entschlossen anstrebte. Eine enorme Kluft bestand zwischen der Parole und der gesellschaftlichen Wirklichkeit, in der keine Regierung sich dazu durchrang, einen wirklich »großen Sprung« zu wagen im Sinne massiv erhöhter Ausgaben für Bildung zuungunsten anderer Ansprüche. »Bildung für alle« ist seit Jahrzehnten eine Lebenslüge der deutschen Gesellschaft gewesen. Man lebte von der zutiefst unaufrichtigen Behauptung einer erstrangigen Wichtigkeit von Bildung, während man zugleich dafür Sorge trug, dass sie Staat und Gesellschaft materiell möglichst wenig kosten sollte. Die gesellschaftlichen Folgen sind nun unübersehbar geworden – von der Pleite der überfüllten Hochschulen bis zur Pisa-Problematik. Man muss jedoch auch betonen, dass dieser Diskurs mit viel leerem Brimborium um Bildung, bei der man das Thema des schnöden Gelds verlegen an den Rand rückte, zugleich die Kehrseite einer verbreiteten Vorstellung von Bildung war und ist, die bequem zu haben sein und kein tieferes Engagement des Einzelnen erfordern soll. Dies ist manifest in einer Mentalität, die ganz an Einkommen und konsumistisch verstandenem Lebensgenuss orientiert ist und für die die Anforderungen an Geduld, Respekt, Opfer an Zeit und Verzicht, die eine wirklich bildende Befassung mit den Gegenständen der Geisteswissenschaften verlangt, zunehmend fremd geworden sind.

Die Notwendigkeit von Bildung wird natürlich allerorten aufdringlich dahergebetet. Weniger wird darauf insistiert, dass Bildung zu erfahren und Bildung zu erwerben nur durch eine außergewöhnliche Anstrengung geschieht, dass es bei ihr nicht um die Fähigkeit zum gepflegten Geplauder über tausend Gegenstände des Wissens und der Erfahrung geht, sondern um die Mühen des Erkennens, um Geduld, Beharrlichkeit, vor allem immer wieder: um ein Opfer an Zeit. Das sind alles im Diskurs durchweg als veraltet, abseitig, gar als elitär und reaktionär gebrandmarkte Vokabeln geworden. Immer absurder wird jedoch eine Diskussion, die geisteswissenschaftliche »Bildung« unaufhörlich im Munde führt, jedoch den Kern des hehren Ziels der Bildung ganz vergisst, dass diese nämlich ein wesentlich nutzenfreier, nicht von Zwecken und Einträglichkeit bestimmter Vorgang sein muss, wenn sie den Namen Bildung verdient.

Schon Nietzsche hat das Missverständnis getadelt, das die eigentliche Bildungsaufgabe darin erblickt, »möglichst ›courante‹ (wir sagen heute: flexible) Menschen zu bilden, in der Art dessen, was man an einer Münze ›courant‹ nennt« und jeden so auszubilden, »dass er von seinem Maß von Erkenntnis und Wissen das größtmögliche Maß von Glück und Gewinn hat. [...] Jede Bildung ist hier verhasst, die einsam macht, die über

Geld und Erwerb hinaus Ziele steckt, die viel Zeit verbraucht [...] Dem Menschen wird nur so viel Kultur gestattet als im Interesse des Erwerbs ist.«¹ Es lohnt sich heute wieder, Nietzsches Überlegungen in seinen Vorträgen »Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten« zu bedenken – und sei es nur als dringend benötigtes Gegengewicht zu einer Ideologie, die Demokratisierung allzu leicht mit Anspruchslosigkeit verwechselt und die das Recht auf Bildung schon für ihre Wirklichkeit hält.

Ich verlasse aber hier diesen Pfad und wende mich der zweiten Überlegung zu, die den Zusammenhang der geisteswissenschaftlichen Bildung mit Bildung und Ausbildung zu gesellschaftlichen Tätigkeiten im allgemeineren Sinne betrifft. Was die Politiker mit ihren Sparprogrammen, Kürzungen und Anforderungen nach Akzeptanz im Bereich der Kultur, zum Beispiel des Theaters, mit den Strukturreformen im akademischen Bereich vorexerzieren, spiegelt – so notierten wir eben – leider auch ein verbreitetes Bewusstsein wider. Es hat sich etwas zugetragen, was man als Verlust der Aura bezeichnen kann – nun nicht mehr nur der Kunst, wie es Walter Benjamin diagnostizierte, sondern der »Kultur« überhaupt im Sinne all der Praktiken, Performances und Gegenstände, die von den Geisteswissenschaften thematisiert werden. Dieser Auraverlust der Kultur im öffentlichen Diskurs ist das umfassende Phänomen, der schwindende Respekt vor geisteswissenschaftlicher Bildung das abgeleitete. Wie man von einem Ende der Kunst als autonomer Wirklichkeit sprechen konnte, die sich mit der Verfassung der Reproduzierbarkeit der Aura des Einmaligen ent schlagen hat, so treten wir womöglich in ein postkulturelles Zeitalter ein, in dem Kultur nurmehr als Wortbehauptung und Marke, als touristische Attraktion und als feiner Unterschied zu existieren fortfährt. Der Grund dafür ist nicht schwer zu erraten in einer auf Ökonomie und Ökonomisierung fixierten Gesellschaft: Culture doesn't pay. Sie schwindet und wird reduziert – was sich zunächst mit einem an Effizienzkriterien gemessenen »Erfolg« in weiten Bereichen wissenschaftlicher Forschung durchaus verträgt.

Aber tut es das wirklich? Es ist verführerisch, in diesem Zusammenhang das Schlagwort der gesellschaftlichen Relevanz selber den Pragmatikern des Betriebs aus der Hand zu winden. Und es ist sogar leicht. Ich skizziere dazu ein potentiell es Argument, von dem ich jedoch sogleich einräumen will, dass es ein wesentliches Problem enthält, auf das ich auch gleich zu sprechen kommen werde. Das Argument lautet in seiner

1 Nietzsche, Friedrich: Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten. Sechs öffentliche Vorträge. In: Ders.: Sämtliche Werke. Band 1. Kritische Studienausgabe. Herausgegeben von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München, Berlin, New York 1988, S. 641-752, hier S. 668.

einfachsten Form: Die Art der gesellschaftlichen Tätigkeiten der Menschen erfordern schon jetzt und in der Zukunft immer mehr Kompetenzen jener Art, die gerade durch das Studium geisteswissenschaftlicher Fächer, die also durch »Bildung« am besten befördert werden. Ein einschlägiges Thema ist hier der Begriff der »immateriellen Arbeit«, der seit einiger Zeit von Gesellschaftstheoretikern gebraucht wird, um zu erläutern, dass die kommenden gesellschaftlichen Produktionsaufgaben (auch die immer zahlreicheren Tätigkeiten im Dienstleistungs-Sektor) von den sie ausübenden Subjekten immer mehr erfordern, dass sie imstande sind, kreativ mit Informationen – statt wie früher mit Stoffen, Werkzeugen und Materialien – umzugehen. Immer zahlreicher werden jene Arbeiten, die solche Produkte erzeugen (wenn es noch Produkte sind) wie Moden, Geschmack, Konsumgewohnheiten. Man spricht im Zusammenhang mit dem Wandel der Arbeitsprozesse selbst auch von einer »Massenintellektualität«, deren Erzeugung zur Überlebensfrage der Gesellschaft wird. Wie, nebenbei bemerkt, bereits bei Marx avanciert mit gutem Grund in solchen Theorien die Struktur der künstlerischen Arbeit zum Paradigma weiter Bereiche der gesellschaftlichen Tätigkeiten. Die Unterscheidung von Konzeption und Ausführung, von Mühe und Kreativität, oder auch von Autor und Publikum wird innerhalb des Arbeitsprozesses überwunden (zur gleichen Zeit freilich im Verwertungsprozess als politisches Kommando wiedereingesetzt). Alle Arbeit nimmt gleichsam Aspekte der vom ganzen Subjekt geleisteten künstlerischen Arbeit an. Die Seele der Beschäftigten muss Teil des Unternehmens werden, lehrt jede Managementberatung, »Subjektivität« wird zum Einsatz in der Konkurrenz der Arbeitsqualitäten, und es wird immer schwieriger, freie Zeit von Arbeitszeit zu unterscheiden. Den Subjekten werden in diesem Veränderungsprozess, den ich hier vor allem in Anlehnung an die Arbeiten von Lazzarato skizziere, in ihrem Leben immer mehr unternehmerische Kompetenzen zugemutet und daher notwendigerweise auch zugestanden.² In ihrer kapitalistischen Form rufen solche Veränderungen die nachhaltigsten Verwerfungen im Seelenleben der Menschen hervor. Diese Verhältnisse und die Verrücktheiten, die sie im psychischen und sexuellen Leben hervorrufen, bilden etwa im Theater von René Pollesch gleichsam den basso continuo. Man kann jedoch diese Veränderung in der Struktur der Arbeit selbst, die immer mehr die Produktion von Immateriellem, von Bedürfnissen, Imaginationen, Geschmack, Interesse, Aufmerksamkeiten zum Ziel hat, auch von ihrer kapitalistischen Verschalung

-
- 2 Vgl. zu dieser Thematik z.B. den Aufsatz von Maurizio Lazzarato (1998): Immaterielle Arbeit. Gesellschaftliche Tätigkeit unter den Bedingungen des Postfordismus. In: Atzert, Thomas (Hg.): Umherschweifende Produzenten: Immaterielle Arbeit und Subversion. Berlin 1998.

abgelöst denken und findet sich dann paradoxerweise tatsächlich vor einem der freien kulturellen und insbesondere künstlerischen Tätigkeit in verblüffender Weise ähnelndem Phänomen. Wie Marx davon sprechen konnte, dass die menschlichen Sinne Ergebnis und Resultat des gesamten historischen Prozesses sind, so produzieren nun eine wachsende Anzahl gesellschaftlicher Arbeiten gezielt ein Milieu, Kommunikationsverhältnisse, Wahrnehmungsdispositionen, produzieren also gleichsam neue Möglichkeiten der Sinne und nicht mehr Produkte im alten Sinn des Worts. Ich muss kaum eigens hervorheben, dass mir als Theaterwissenschaftler diese Überlegungen Grund genug sind, gerade die Praxis von Performance und Theater nicht etwa kleinlaut zu verteidigen, sondern als gesellschaftlich hochrelevante Praxis zu behaupten, als eine Praxis, welche Fähigkeiten der Sinne und der denkenden Verarbeitung von komplexen Sinnesdaten weckt und schult, Fähigkeiten, ohne die die Menschen den rasch auf uns zukommenden Anforderungen gar nicht gewachsen sein werden.

Aber ich habe eben gesagt, dass ich dieses Argument nicht wirklich in den Mittelpunkt stellen will, denn es erliegt allzu leicht der Verführung, Bildung, Kunst und Kultur wiederum durch Anpassung an die herrschenden Kriterien zu rechtfertigen, nach denen man den Wert einer Praxis im Alltag bemisst. Wenn man überhaupt die Notwendigkeit der Bildung mit einem Zweck rechtfertigt, mit ihrer Funktion für das gesellschaftliche Funktionieren, dann hat man indirekt bereits dem destruktiven Reduktionismus der Technokratie das Wort geredet. Ähnlich steht es mit dem hier ebenfalls einschlägigen Hinweis darauf, dass die Befunde der Neurologie und Gehirnforschung deutlich darauf hindeuten scheinen, auch wenn es noch keinen eindeutigen Nachweis dafür gibt, dass eine intensive musische Betätigung aller Art im frühen Kindesalter (Tanzen, Singen, Musizieren, Schauspielen, Phantasieren, Malen) entscheidende Vorteile für die spätere Gehirnentwicklung insgesamt bietet, also das intellektuelle Vermögen insgesamt enorm befördert, nicht nur das musische. Alle Argumentationen dieser Art, so effektiv sie im Moment erscheinen mögen, haben sich unversehens schon auf genau jene Werte und Kriterien verpflichtet, deren Dominanz sie bestreiten wollen.

Die Geisteswissenschaften – ich komme zum Schluss – tragen eine Verantwortung auch für ihren Gegenstand, nicht nur für ihre eigene Qualität als Wissenschaft. Also eine Verantwortung auch für die Künste, nicht nur für den Diskurs, den sie darüber führen. Kunst lebt nicht zuletzt von einem Horizont des kulturellen Wissens und der Reflexion, aber auch der Geschichte und Erinnerung, – und wenn dieser historische Referenzrahmen der Gedächtnisleistung zunehmend schmaler wird, so muss dies die

Ausdrucksmöglichkeiten der Künste in der destruktivsten Weise vereinigen und beschädigen. Der Unterricht, die Bildung, die den Geisteswissenschaften aufgetragen ist, wird sich daher auch nicht mehr lange mit dem Hinweis auf die Fragwürdigkeit jeder Auswahl davor drücken können, einen gewissen Kernbestand von schlichter Kenntnis und Bewandertsein in Dingen der Kultur zu ermöglichen – und von den Studierenden zu verlangen. Auf dieser Ebene ist so viel versäumt worden, dass man immer wieder die Beobachtung machen kann, dass etwa ein interessierter Arzt mehr von Kunst und Theater weiß als viele Studierende. Dieser Verantwortung muss sich die Wissenschaft, muss sich die Universität stellen, nicht allein um ihrer selbst, sondern auch um ihrer Gegenstände willen.

Zugleich mit der Verantwortung für die Erhaltung eines historischen Gedächtnis- und Echoraums, in dem sich gegenwärtige kulturelle/ künstlerische Praxis orientieren und ihr Verständnis sich vertiefen kann, ist auf der wesentlichen Nutzlosigkeit, auf der Unverwertbarkeit des eigentlich ästhetischen Tuns als Moment von Kultur zu bestehen, nicht auf ihrer möglichen Funktionalisierung. Kaum eine freie Tätigkeit heute bis hin zum Waldspaziergang, die nicht umstellt wird von zahllosen Konsumangeboten – von den richtigen Schuhen über komplexe Kleidungsausstattung, alles mögliche Zubehör usw., die noch das marktfernste Tun sofort zur Erzeugung von Warenumsatz nutzen wollen. Universitäten müssen aber ein Raum bleiben, in dem ohne den Zwang zur Verwertung und zur effizienten Akkumulation von Informationen die Praxis des experimentierenden Spiels, des Umgangs mit ästhetischen Gegenständen, die nicht vorgeben, nach welchem Schema man sie hermeneutisch strukturieren kann, praktiziert wird: wiederkehrende Erfahrung der Begegnung mit noch unvermessenem Gelände. Dazu braucht es nicht nur Schulung, sondern ganz wesentlich Zeit in einem prinzipiell »ineffizienten« Ausmaß.

Die Lektüre der »Göttlichen Komödie« oder die aktive Teilnahme an einer Theaterarbeit verlangen beide eine A-Ökonomie der Zeit. Eine Struktur von Universität, die beides rechnerisch in Arbeitsstunden oder Kreditpunkten verrechnen will, scheint am Horizont zu stehen. Auf der dieser Kalkulierbarkeit inkompatiblen Zeit einer »Verausgabung« ist aber zu bestehen. Zugleich auf der Entlastung von tausend bürokratischen Verfahren und Kontrollmechanismen, die heute bei Lehrenden wie Studierenden einen großen Teil ihrer Energie in Anspruch nehmen. Man sage nicht, es fehle an der Zeit! Man rechne einmal zusammen, welche Zeitquanten (und mit ihnen welche Masse an potentieller Energie und Sachbegeisterung) vernichtet werden durch den unsinnigen Zwang zur Beantragung, Organisation, Beurteilung und Neubeantragung irrsinnig anwachsender Kooperationsverbände, die doch am Ende die exzellente

Einsicht und die aus Leidenschaft zur Sache gewonnene neue Perspektive, die der einzelne Kopf hervorbringt, nicht zu schaffen vermögen, sondern nur hilflos zu ersetzen suchen. Man rechne den Zeitaufwand zusammen, der in die massenhaften und überhasteten Publikationen gesteckt wird, die wieder der Begründung neuer Anträge auf Fördermittel gelten, in Sammelbände, in fortwährende »Events« nach dem Vorbild des Kulturbetriebs, in die umfänglichen Antrags-, Verlängerungs- und Berichtbände dazu. Man nehme hinzu, wie viel Zeit den Studierenden durch mangelhafte individuelle Beratung, schlechte Ausstattung der Universitäten und durch fortwährendes Hinarbeiten auf bestimmte Leistungskontrollen verloren geht. Sogleich würde sich zeigen, dass es nicht um einen objektiven Mangel der Zeit, sondern um die Philosophie ihrer Verwendung und also im Kern um nichts anderes als den Widerstand gegen die radikale Kommerzialisierung auch der Wissenschaft geht. Von allem anderen abgesehen, aber vielleicht als Voraussetzung zu allem anderen, brauchen wir eine Universität, die sich Zeit nimmt und der Zeit gegeben wird.

Literatur

- Lazzarato, Maurizio: Immaterielle Arbeit. Gesellschaftliche Tätigkeit unter den Bedingungen des Postfordismus, in: Thomas Atzert (Hg.), Umherschweifende Produzenten: Immaterielle Arbeit und Subversion, Berlin 1998.
- Nietzsche, Friedrich: Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten. Sechs öffentliche Vorträge, in: Giorgio Colli/Mazzino Montinari (Hg.), Friedrich Nietzsche: Sämtliche Werke. Band 1. Kritische Studienausgabe, München, Berlin, New York 1988, S. 641-752.